

FREMDE FREUNDIN

DIE AUTORIN CLAIRE SCOBIE ÜBER IHRE BEGEGNUNG MIT EINER TIBETISCHEN NONNE

Manchmal habe ich Angst, dass ich Ani niemals wiedersehen werde – jetzt, wo mein Buch über sie und ihr Land erschienen ist. Es ist mehr als fraglich, ob mich die chinesischen Behörden noch einmal nach Tibet einreisen lassen. Und wenn doch: Wird sie, deren Gesundheit so zerbrechlich geworden ist, dann noch am Leben sein?

Ich war vom Moment unserer ersten Begegnung an von ihr fasziniert. Ani trug lange, tiefschwarze Dreadlocks, Armbänder und war geschätzte 35 Jahre alt. Ihr strahlendes Lächeln ließ einen starken Sinn für Humor erahnen. Unter der brau-

nen Kutte trug sie ein Unterkleid in kräftigen gelben und grünen Farben, das ihrem lebhaften jugendlichen Temperament viel besser entsprach. Ani ist eine tibetische Nonne – und eine Nomadin. Ganz im Gegensatz zu ihren kahlrasierten Glaubensgenossinnen, die ständig im Kloster leben, legt sie, ausgerüstet mit Rucksack und Knotenstock, die weiten Strecken in Tibet – einem Land, größer als Westeuropa – zu Fuß zurück. Einen solchen Lebensweg zu wählen ist in Tibet, wo Religionsausübung rigoros unterdrückt wird, nicht ungefährlich. Ani wurde von den chinesischen Machthabern aus ihrer klösterlichen Gemeinschaft vertrieben – „getreten wie ein Hund“ –, weil sie sich weigerte, dem Dalai Lama abzuschwören. Dennoch besucht sie weiterhin die heiligen Stätten, verkleidet, um den Schikanen der Polizei aus dem Weg zu gehen.

SIE WANDERT GANZ ALLEIN DURCH TIBET

Kennengelernt haben wir uns 1997.

Ich war damals 25 Jahre alt, arbeitete als Journalistin in London und war nicht gerade das, was man eine unerschrockene Entdeckerin nennt. Doch als ich eingeladen wurde, an einer pflanzenkundlichen Expedition in die Provinz Pemako, 650 Kilometer östlich der Hauptstadt Lhasa, teilzunehmen, beschloss ich, einmal im Leben eine solche Reise zu wagen. Bereits sechs Wochen danach war ich wieder in Pemako, dieses Mal auf einer Expedition unter amerikanischer Leitung und mit Ani als inoffizieller spiritueller Führerin. Meine erste Erinnerung an →



INNIGE VERBINDUNG 1 Claire Scobie mit ihrer tibetischen Freundin, der Nonne Ani. Um sie zu schützen, fotografiert sie nie deren Gesicht. 2 Traditionelles Tibet: Dorf in Pemako. 3 Modernes Tibet: Lhasa wird bereits vom Kommerz beherrscht.



LEBENSABENTEUER TIBET Für Claire Scobie wurde das Land im Himalaya zu einem Ort der Sehnsucht, an den es sie immer wieder zieht. **1** Tibetisches Fest. **2** Die Autorin mit einheimischen Freunden. **3** Heimlich machte Scobie in Lhasa dieses Foto von chinesischen Soldaten, die das Land seit 1950 besetzt halten.

sie ist, dass wir in einem Kloster an einem offenen Feuer saßen. Ani schöpfte etwas von der Yakbutter, die auf dem Tisch stand, ab und verteilte sie in ihrem schweren, strohigen Schopf. Und bevor ich mich wehren konnte, hatte sie mir auch schon etwas davon ins Haar geschmiert und bestand darauf, dass dies eine gute Pflege sei. In Wirklichkeit stank es nach Fett und Fleisch.

Während wir durch Pemako wanderten, begann mich Ani mehr und mehr zu faszinieren. Wir verständigten uns mit Blicken, mit einigen Brocken Tibetisch und mit Gesten. So erfuhr ich, dass sie mit 22 von zu Hause weggelaufen war, um einer arrangierten Heirat zu entfliehen, und ins Kloster eintrat. Im Verlauf der Reise wuchs unsere Freundschaft. Ani nahm mich unter ihre Fittiche. Sie warnte mich davor, von den ansässigen Stämmen Essen anzunehmen, um nicht vergiftet zu werden. In den Tälern von Pemako gibt es immer noch einen Giftkult. Sie brachte mir auch bei, welche Beeren essbar sind. Es war nichts Andächtiges oder Entrücktes an ihr. Sie konnte sogar ein bisschen eitel sein, sich leuchtende rosa Orchideen ins Haar stecken und damit den Pfad entlangtanzen wie ein hawaiianisches Hula-Mädchen.

Und dann wurde unsere Gruppe festgenommen. Ein Dutzend chinesische Soldaten bedrohten uns mit Waffen, wir wurden der Spionage beschuldigt und verhört. Ani saß mit gesenktem Kopf da. Später sagte sie: „Ich bin feige.“ Ich wusste während dieser düsteren Tage, dass ich nach Hause zurückkehren konnte, was auch immer geschah. Für Ani aber war dieses Land ihre Heimat – sie konnte nicht fliehen. Seitdem fuhr ich noch fünfmal nach Tibet und pflegte eine Freund-

schaft, die eigentlich illegal ist. Tibetern ist es verboten, mit Fremden aus dem Westen zu reisen, und ihr als Nonne erst recht. Jedes Mal hat Ani sich verdächtig gemacht, wenn sie mich begleitete. Um ihre Identität zu schützen, nenne ich sie einfach Ani, das ist das tibetische Wort für „Nonne“. Ani hat weder Telefon noch eine E-Mail-Adresse oder gar einen festen Wohnsitz, daher ist es nicht immer leicht, sie zu treffen. Manchmal bin ich nach Tibet gekommen und habe sie gesucht, nur um enttäuscht zu werden. Andere Male trafen wir uns mit viel Glück zufällig. Einmal habe ich ihr Zuhause gefunden, eine verrußte und bitterkalte Einsiedelei. Sie war überhaupt nicht überrascht, mich zu sehen, kochte Buttermilch und servierte ihn in angeschlagenen chinesischen Tassen. Wir wanderten gemeinsam zum heiligen Berg Kailas im Westen, und ich sah

während mehrerer Reisen mit eigenen Augen, welche Veränderungen die chinesische Okkupation mit sich bringt.

Meine Verbindung zu Ani hat mein Leben geprägt. Möglicherweise begann ich mich deshalb zu fragen, ob meine Freundschaft zu ihr vielleicht nur Einbildung war. Heute weiß ich, dass dies nicht der Fall ist. Im März 2005, als ich sie endlich gefunden hatte, erzählte Ani dem Dolmetscher, dass ich für sie wie Mutter und Vater sei, „der beste Freund ihres Lebens“. Dass

Ani trotz schwerer körperlicher Entbehrungen, die ihre ruhelose Daseinsform mit sich bringt, noch so unbeschwert wirkt, ist ihren spirituellen Übungen zu verdanken. Sie ist keine gewöhnliche Nonne, sondern eine wandernde Mystikerin. Doch ihre Lebensweise, die von der ständigen Suche nach Erleuchtung bestimmt ist, wird im neuen Tibet unwiederbringlich verschwinden. Die Säkularisierung und Globalisierung, die von den Chinesen ins Land gebracht wurde, verdrängt die alten Traditionen. Lhasa muss mittlerweile mit einer blühenden Rotlichtindustrie klarkommen, mit Bars, Bordellen und der wachsenden Bedrohung durch Aids. Hier leben bereits doppelt so viele Chinesen wie Tibeter.

Manchmal höre ich von einem tibetischen Freund Neuigkeiten über Ani. Sie ist jetzt 45 Jahre alt und hat eine schwache Konstitution. Wir haben vereinbart, uns an jedem Vollmond Liebe zu schicken. Das schien eine praktische, wenn auch etwas sentimentale Art zu sein, miteinander in Verbindung zu bleiben, da wir uns wahrscheinlich jahrelang nicht sehen werden. Ich habe Ani gesagt: „Ich möchte den Menschen von deinem Leben erzählen, von deinen Zielen und dem Elend, das du überwindest, um deinem Glauben treu zu bleiben. Es gibt nicht viele Frauen wie dich.“ Und für mich gibt es keine zweite Freundin wie sie.

Claire Scobie: „Wiedersehen in Lhasa“, Frederking & Thaler, 19,90 €.

SIE SAGTE: „YAKBUTTER IST GUT FÜR DIE HAARE“